

DAS GEHEIMNIS DES VERSCHWUNDENEN AMULETTS

EIN FALL FÜR
MIRA SOMMER



MIDAS



LESEPROBE

© 2026 Midas Junior

1. Auflage

ISBN 978-3-03876-369-7

Text: © Marietheres Wagner, 2026

Lektorat: Dr. Friederike Römhild

Korrektorat: Silvia Bartholl

Layout: Ulrich Borstelmann

Cover: Stefan Hilden

Druck & Bindung: Finidr

Midas Verlag AG, Dunantstrasse 3, CH 8044 Zürich

Webseite: www.midas.ch, E-Mail: kontakt@midas.ch

Midas Büro Berlin, Mommsenstraße 43, D 10629 Berlin

E-Mail: berlin@midasverlag.com (GPSR)

Printed in Europe

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2026 bei Midas Verlag AG

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Inhalt

1	Begegnung auf dem Parkplatz	5
2	»Nichts« ist das schlimmste Wort der Welt	16
3	Ich sehe zu viel	20
4	Wie sehen Ziegenspuren aus?	27
5	Ein Riesenfehler	37
6	Aufbruch ins Ungewisse	
7	Ich habe mir einen Kuhstall anders vorgestellt	
8	Die Tür, die ich nicht öffnen soll	
9	Die Spur des Amuletts	
10	Drei Watsons und kein Sherlock Holmes	
11	Oje, es geht los!	
12	Warum wir heute Traktor fahren	
13	Zwei neue Probleme	
14	Warum bin ich verdächtig?	
15	Die Suche nach dem verschwundenen Amulett	
16	Ich muss zum Tatort!	
17	Unsichtbar unterwegs	
18	Ich brauche ein Versteck	
19	Müssen Gespenster zur Toilette?	
20	Die Jagd beginnt	

- 21 Falsche Spuren
- 22 Der große Zweifel
- 23 Wie verhöre ich ein Gespenst?
- 24 Die Zeit läuft!
- 25 Wer hat eine Idee?
- 26 Der schlimmste Moment meines Lebens
- 27 Kann ein Fall unlösbar sein?
- 28 Das Rätsel des kleinen Löwen
- 29 Der geheimnisvolle Koffer
- 30 Die Schatzkarte

Begegnung auf dem Parkplatz

Codename Spinne«, flüstere ich, und meine Finger tasten automatisch nach meinem Notizbuch. Nichts. Na toll. Das Buch liegt irgendwo ganz unten im Umzugswagen, begraben unter Bergen von Kartons. Für Suchen ist keine Zeit.

Spinne zieht die Kapuze tiefer ins Gesicht. Die gelben Gläser seiner Spiegelbrille blitzen in der Sonne wie die Augen eines Insekts. Hoffentlich nimmt er die Beifahrerseite. Bitte!

Mein Puls rast, während das seltsame Meckern wieder anschwillt – lauter und fordernder als vorhin um genau 11:55 Uhr. Es klingt irgendwie falsch. Schrill wie ein Hilfeschrei. Die Haare auf meinen Armen schnellen kerzengerade in die Luft. Antennenalarm! Dass kann nur eines bedeuten: Hier läuft etwas furchtbar schief!

Ich ducke mich so tief, dass ich mit dem Boden fast verschmelze. Blitzschnell checke ich alle Möglichkeiten in Gedanken durch. Möglichkeit 1: Meine Eltern fragen. Das streiche ich gleich wieder. Ich höre schon vorher, was sie

sagen würden: »Für sowas ist jetzt wirklich keine Zeit, Mira-Maus!«

MIRA-MAUS. So nennt mich Mama, wenn sie mit ihren Gedanken woanders ist. Und Papa sagt es, wenn er seine Ruhe haben will. Manchmal möchte ich anders heißen. Ich weiß bloß nicht wie. Dabei gehört Namengeben zu den Dingen, die ich am allerliebsten mache. Aber nur dann, wenn es wirklich notwendig ist. Wenn ein Ding, ein Mensch oder ein Tier so besonders ist, dass der alte Name nicht mehr ausreicht. So wie jetzt.

Die Sekunden rinnen mir durch die Finger wie heißer Sand. Was könnte ich tun, um Spinne aufzuhalten?

Die Umzugskartons! Ein paar davon sind schon leer. Ich schnappe mir den nächstbesten, um mich dahinter zu verstecken. Die große Pappschachtel ist die perfekte Tarnung – und trotzdem leicht genug zum Tragen. Gar nicht schlecht!

Ich robbe mich ein Stück näher in Spinnens Richtung. Dann muss ich mir schnell noch was einfallen lassen. Genauer gesagt: Worte. Ich brauche Worte. Die passenden Worte. Worte, um ein Gespräch zu beginnen. Mir fällt leider nur das Wort »Hallo« ein. Und das wird nicht reichen. Ich brauche einen Satz, der wie ein Lasso ist. Ein Lasso, mit dem ich einfangen kann, was ich wissen will.

Der Wagen mit dem Viehanhänger parkt direkt auf dem Parkplatz vor der Pizzeria, die heute geschlossen hat – dunkle Fenster, niemand auf der Terrasse, kein Zeuge weit und breit. In diesem Viehanhänger habe ich sie zum ersten Mal

gesehen: Zwei Ziegen, schwarz und weiß gefleckt. Die Kleinere ist kugelrund, vom weißen Stirnfleck bis zum Bauch und den gebogenen Hörnern. Die Größere ist schlank und elegant. Sie hat gedrehte Hörner wie eine Antilope und trägt den Kopf so hoch, dass sie Kleopatra heißen könnte. In Kurzform vielleicht Kleo, wobei sie dafür fast zu majestätisch wirkt.

Versteckt hinter der Umzugsschachtel schleiche ich mich noch ein Stück näher an den Anhänger heran. Ich bin ein wandernder Karton. Meine Arme zittern und die Pappe schneidet in meine Finger. Ich stelle die Schachtel vorsichtig hinter mir ab.

Mit einer Hand taste ich nach der Lücke in der Plane. Eine feuchte, haarige Schnauze stupst gegen meine Finger. Es ist ein sanftes Schnuppen, doch dahinter sehe ich es: Die silberne Innenwand des Anhängers ist übersät mit tiefen Kratzern. Das Metall glänzt an den Stellen, an denen der Lack abgeplatzt ist. Die Ziegen müssen verzweifelt nach einem Ausgang gesucht haben. Bei dem Gedanken schnürt sich mir die Kehle zu.

Die Stille legt sich über den Parkplatz wie eine Schicht Neuschnee, die mitten im Sommer die Welt einfriert. Alles erstarrt. Sogar das Flimmern der Hitze scheint den Atem anzuhalten. In dieser lautlosen Sekunde höre ich nur noch das *Pock-Pock-Pock* von meinem eigenen Puls, der mir bis zum Hals schlägt.

Kleopatra schaut mich direkt an, als ob sie mich stumm um Hilfe anflehen würde. Ihre dunklen Augen bohren sich in meine, und für einen Moment vergesse ich sogar das Atmen.

»Ich hole euch hier raus!«, meißle ich lautlos einen Schwur in die Luft. Kleopatra hält plötzlich inne. Sie hört auf zu zittern und stößt einen leisen warmen Atemzug gegen meine Handfläche. Sie weiß es. Doch meine Armbanduhr tickt ohrenbetäubend laut. Mir läuft die Zeit davon! Was soll ich nur sagen, damit der Typ mit dem Goldkettchen und der Spiegelbrille mir überhaupt zuhört? »Das sind zwei superschöne Ziegen.« Lächerlich. Er würde mich nicht mal ausreden lassen.

Spinne schaut sich nervös um, als ob er verfolgt werden würde. Dann macht er genau das, was ich befürchtet habe: Er geht an der Beifahrertür vorbei und um das Auto herum. Er ist der Fahrer!

In meinem Kopf fängt es an zu ticken. Wie eine Zeitbombe. Ich schaue auf die Uhr an meinem Handgelenk und sehe alle Zahlen vor mir aufsteigen. Sie springen aus dem Zifferblatt heraus und brüllen mir entgegen: ZEHN, NEUN, ACHT!

Ich könnte Spinne zuwinken und mich ganz harmlos stellen. »Hallo! Wir sind die neuen Nachbarn. Ich heiße Mira Sommer.«

Die Zahlen brüllen: SIEBEN!

Ich kann mich nur hinter dem Karton verstecken. Meine Arme flattern wie aufgescheuchte Vögel.

SECHS!

Ich weiß es ganz genau: Bei Null kommt eine Explosion! Dann geht ein Teil der Welt unter und ist für immer weg, verschwunden. In manchen Augenblicken wird nämlich entschieden, wie es weitergeht. Das Weltgeschehen. Das eigene Leben. Oder das Schicksal von zwei fremden Ziegen. Manchmal hängt auch alles zusammen. Und ich bin mittendrin. So wie jetzt.

FÜNF!

Ich könnte den Umzugskarton noch schnell vor Spinnes Auto werfen.

VIER!

Wenn der Karton direkt vor einem Vorderreifen landen würde, dann müsste Spinne bremsen!

DREI!

Ich will den Wagen aufhalten. Wenn ich nur wüsste wie!

ZWEI!

Wenn ich wenigstens besser im Werfen wäre!

EINS!

Gleich kommt die Null. In mir vibriert ein Motor, den ich nicht anhalten kann. Er schüttelt mich so heftig, dass mein ganzer Körper bebt. Und ich kann überhaupt nichts tun. Nichts?

NICHTS!

Nichts tun zu können, ist das Schlimmste auf der Welt. Das Nichts ist wie die Null. Die Null ist eine Superexplosion, die alles löscht. Ich will, dass Spinne anhält. Ich will Superkräfte haben. Mit Superkräften könnte ich das Auto einfach in die Luft heben. Mitsamt dem Anhänger, ganz mühelos.

Ich würde wortlos in die gelben Spiegelaugen schauen, kurz eine Hand wegnehmen und warten. Spinne würde Angst bekommen. Ich wäre für ihn nämlich so was wie King Kong. Wenn ich das Auto wieder auf den Boden setzen würde, wäre nichts Schlimmes passiert, noch nicht einmal Spinne.

Die Zeitbombe, die es nicht gibt, tickt weiter. Spinne bemerkt mich noch immer nicht. Wenn er mich sehen würde, wäre ich für ihn nur Luft: Ein zehnjähriges Mädchen mit halbblonden blonden Haaren, die wahrscheinlich wieder mal kreuz und quer stehen. In meinem taubenblauen T-Shirt, den verwaschenen Jeans und den alten Turnschuhen kann ich zwischen den Mülltonnen und dem Anhänger fast verschwinden. Je unauffälliger, desto besser, ist meine Devise. Es ist nämlich meine Spezialität, mich unsichtbar zu machen.

Ich drücke mich so nahe an den Anhänger, dass ich das stoßweise Atmen der Ziegen hören kann. Ihre Hufe klappern auf dem Metallboden. Ein hohles verzweifelt Trommeln. Spinne würdigt sie keines Blickes mehr. Er geht so dicht an mir vorbei, dass mir eine Duftwolke in die Nase steigt. Waldmeister. Einer von diesen künstlichen Energy-Drinks. Es riecht giftgrün und klebrig-süß. Als Spinne die Tür öffnet, sehe ich in der Seitentasche der Fahrertür eine zerbeulte Dose. Er nimmt einen Schluck daraus, als wenn er selbst noch Treibstoff tanken müsste. Seltsam zaghaft zieht er die Autotür zu. Dann reißt er übertrieben schnell am Gurt, als ob er sich selbst antreiben wollte. Als er den Motor startet, fällt mir ein rosa glitzernder Anhänger am Schlüsselbund auf.

»Passt dieser Schlüsselbund zu der Insektenbrille?« Mit dieser Frage möchte ich mich später noch befassen. Jetzt ist keine Zeit, darüber nachzudenken. Denn gleich wird Spinne wegfahren, und zwar mit den Ziegen.

Dann ist es vorbei. Vorbei wie andere Augenblicke auch vorbeigegangen sind. Chancen, die ich verpasst habe. Verpasst, weil mir nichts eingefallen ist. Verpasst, weil mir die Worte fehlten. Die Worte, auf die es ankommt. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

Ich nenne die kleine Kugelrunde Blitz. Sie braucht einen Namen, damit sie schnell ist. Schneller als die Null, die gleich alles löscht. Das ist das Einzige, was ich noch für sie tun kann.

Die Hitze steht dick und unbeweglich über dem Asphalt. Die Luft vibriert wie eine angespannte Geigensaite. Von wem hängt ab, ob sie gleich reißt? Wer könnte eine Melodie spielen, die alles rettet? Vielleicht mein Vater? Er steht drüben am Marktplatz, vor der Tür unserer neuen Buchhandlung, die er nächste Woche eröffnen will. Seit Wochen hat er nur noch Regale, Kisten und Kartons im Kopf. Einer der Umzugshelfer fragt ihn gerade irgendwas, und Papa zeigt mit ausladender Geste ins Haus.

Ich stehe allein auf dem Parkplatz der Pizzeria, die auf der gegenüberliegenden Seite des Marktplatzes liegt. Meine Mutter, mit ihrem Headset auf dem Kopf, geht gerade ein Stück zur Seite. Wenn sie telefoniert, ist sie in einem fernen Land aus Terminen und wichtigen Gesprächen.

Ich kann es drehen und wenden, wie ich will: Ich bin allein. Ich kann nichts mehr tun, nur noch die Zeit in die Pfanne hauen. Sie läuft darin auseinander wie ein Spiegelei. Das Spiegelei verwandelt sich in meine Armbanduhr. Die Zahlen springen in das Zifferblatt zurück.

Es ist genau 11 Uhr, 59 Minuten und 59 Sekunden.

Ich halte mir die Ohren zu.

Doch um 12:00 Uhr passiert: Nichts! Keine Explosion, stattdessen nur ein seltsames Geräusch. Es klingt wie das Krächzen einer schlechtgelaunten Krähe. Ein hämisches Stottern, ein metallisches Husten – und dann die größte Überraschung überhaupt: Der Wagen springt nicht an!

Spinne glotzt konzentriert nach vorn. Er kann nicht losfahren, er sitzt fest.

Ich denke nicht mehr nach und springe auf. Ich werfe meine Tarnung weg und meine Stimme klingt so zuckersüß, dass mir fast selbst schlecht wird: »Hallo! Mein Vater hat ein Abschleppseil! Warte kurz! Ich bin gleich wieder zurück!«

Dann renne ich los. Mein Herz macht einen Satz gegen die Rippen, als würde es versuchen, durch meinen Hals zu flüchten. Er könnte das Gaspedal durchdrücken und mich wie eine lästige Fliege überrollen.

Ich knalle die Umzugsschachtel ein Stück vor der Ausfahrt auf den Asphalt und klettere hinauf. Ich stehe auf der Pappe wie auf einem Podest. Jetzt kann er mich nicht mehr übersehen. Es sei denn, er fährt einfach über mich drüber. Das wird er nicht wagen. Was wird er tun? Die Welt hält den

Atem an. Nichts rührt sich mehr, als hätten wir uns gegenseitig versteinert.

Nach einer halben Ewigkeit drehen die gelben Spiegelaugen sich zu mir und mustern mich wie eine Beute, die nicht schmeckt. Dann heult der Motor einfach wieder auf. Spinne gibt Gas. Mit einem Ruck setzt er sich in Bewegung und schießt so dicht an mir vorbei, dass mein Podest wankt. Die Ziegen jaulen wie verzweifelte Musiker in einem Orchester des Schreckens. Ich bin hier nicht die Dirigentin. Noch nicht. Mit einem Satz springe ich vom Podest. Meine Füße knallen auf den harten Asphalt und ein stechender Schmerz schießt mir bis hoch in die Knie. Ich denke nicht mehr nach.

Ich packe den Umzugskarton und schleudere ihn mit einem wütenden Schrei Richtung Vorderreifen.

Es ist kein Hindernis für einen Wagen wie diesen. Nur ein Stück Pappe gegen wahrscheinlich 2 Tonnen Stahl. Ich kann nichts dagegen tun, dass mein Kopf auch in einer solchen Lage alles genau nachrechnet: Ein uralter VW Polo wie der vor mir wiegt etwa 1,0 bis 1,2 Tonnen. Der beladene Viehanhänger hinten vielleicht 600 bis 800 Kilo.

»1,7 Tonnen Feigheit!«, schreie ich ihm hinterher, auch wenn meine Stimme vom Motorenlärm verschluckt wird. Die Schachtel schafft es nicht mal in die Nähe der Reifen. Sie bleibt klanglos vor meinen Füßen auf dem Boden liegen. Ich trete heftig nach. Die Pappe gibt nur ein müdes *Plopp* von sich. Sie wackelt kurz nach und kippt um.

Dieses Konzert ist zu Ende. Mein Fast-Schon-Dirigenten-Pult liegt ramponiert auf dem heißen Asphalt. Nur noch ein Stück Pappe. Gewöhnlich und wertlos. Was auch sonst?

Kleopatra und Blitz sind verloren.

Plötzlich fliegt etwas Hartes durch die Luft. Ein langer krummer Ast – wie ein wildgewordener Taktstock. Er erwischt den Boden meines Kartons mit so viel Wucht, dass die Pappe wie durch einen Zauberstab doch noch abhebt. Er katapultiert meine Schachtel genau in die Richtung, in die ich gezielt habe.

Der Schlag sitzt perfekt.

Die Schachtel wirbelt herum und verkeilt sich mit einem dumpfen Bersten direkt unter dem rechten Vorderrad von Spinnes Wagen.

Die Reifen blockieren, der Motor jault auf und das Wunder geschieht: Spinne muss eine Vollbremsung machen!

WUMMS!

Mit einem ohrenbetäubenden Quietschen frisst sich der Wagen in die Fahrbahn und kommt zum Stehen.

Für einen Moment kommt es mir vor, als könnte ich tatsächlich Superkräfte haben. Es könnte möglich sein. Vielleicht sind es Gedankenkräfte, die irgendwie mit meiner Armbanduhr zusammenhängen. Die Zahlen darauf sind magisch, und ich kann den Lauf der Welt damit nach meinem Willen ändern.

Leider reicht meine Superkraft nicht länger als zehn Sekunden. Danach gibt Spinne schon wieder Gas und fährt den Pappkarton einfach platt.

»Wo fährst du mit den Ziegen hin?«, schreie ich gegen den Motor an.

Die gelben Spiegelaugen würdigen mich keines Blickes. »Zum Schlachthof«, sagt Spinne mit kalter Stimme. Er sagt es nur in sein Navi, nicht zu mir.

Für einen Herzschlag hoffe ich, dass ich mich verhört haben könnte.

Doch eine blecherne Stimme aus dem Armaturenbrett wiederholt es deutlich: »Ziel bestätigt. Route zum Schlachthof wird berechnet.«

Spinne gibt Gas und lässt mich in einer Wolke aus Abgasen stehen. Ein dumpfer mechanischer Bass wummert aus dem Wagen. *Bumm, bumm, bumm*. Es ist der Takt eines Herzschlags, der nicht aus Fleisch und Blut ist, sondern aus Stahl.

»Halt!«, brülle ich – und fange an zu rennen.

»Nichts« ist das schlimmste Wort der Welt

Ich renne und renne und komme trotzdem nicht voran. In meinem Kopf rennen Milliarden von Gedanken um die Wette: Was ist eigentlich wahr, wenn sich von einem Augenblick zum anderen alles ändern kann? Kann davon auch Leben und Tod abhängen?

Ich glaube schon. Alles, was passiert, hängt ab von etwas, das vorher war. Es ist wie eine Kette. Die Kette ist nicht einfach da. Sie wird gemacht, Ring für Ring. Und jeden davon hat jemand geschmiedet. Könnte auch ich die Schmiedin sein?

Meine Beine werden schwer und ich muss kurz stehenbleiben. Die Bilder der letzten Minuten schwirren um mich herum wie Puzzleteile, die jemand in die Luft geworfen hat. Ich sammle sie ein und versuche sie zu ordnen.

Erstens: Da war etwas, das durch die Luft geflogen ist. Es könnte dieser Wunderast gewesen sein. Er ist wie ein Riesentaktstock durch die Luft geflogen und auf der Windschutzscheibe des Autos gelandet.

Zweitens: Der Ast könnte dem Fahrer die Sicht verdeckt haben.

Drittens: Der Fahrer könnte Spinne heißen, weil ihn ein Mädchen so genannt hat. Das Mädchen könnte Mira Sommer heißen und zehn Jahre alt sein, so wie ich.

Viertens: Das Mädchen möchte anders heißen, irgendwie gefährlicher. Ein Name, der genau passt, wirkt wie ein Schutzanzug. Er ist eine Superkraft. Wer ein verstecktes Geheimnis beim Namen nennt, ist mächtig – mächtiger als jedes andere Wesen auf der Welt.

Fünftens: Das habe ich mir nur ausgedacht.

Ich denke mir gern Dinge aus. Und wer weiß schon immer genau, was wahr ist und was nicht? Ich weiß nur eins ganz genau: Gedanken wie diese wirbeln durch meinen Kopf, als ob der Schleudergang einer Waschmaschine eingeschaltet wäre. Sie fliegen durcheinander und vermischen sich mit allem, was passiert. Wenn sie gewaschen und getrocknet sind, werden sie zu Beweismitteln.

Beweismittel sind wichtig beim Ermitteln. Es können Gegenstände sein, wie verlorene Kugelschreiberminen oder Luftpumpenventile. Ich sammle und sortiere sie, mache Notizen oder zeichne Skizzen. Denn hinter jeder Spur könnte ein neuer Fall verborgen sein. Ein Fall, den bisher niemand lösen konnte. Ein Fall für mich, die Detektivin Mira Sommer.

Ich will mir unbedingt noch das Autokennzeichen von Spinnes Wagen notieren. Doch das schlingernde Ziegengelände dahinter verdeckt einfach alles. Ich renne, bis meine Lungen brennen, aber meine Beine sind kein Motor. Gegen

die 1,7 Tonnen Stahl komme ich mir vor wie eine Schnecke, die versucht eine Rakete einzuholen. Könnte es jemand anders schaffen? Fragen wie diese hämmern in meinem Kopf: Vielleicht der schnellste Mensch der Welt? Wer ist das eigentlich? Ich darf heute noch eine halbe Stunde lang ins Internet und könnte den Namen suchen. Aber was würde das ändern?

NICHTS.

»Nichts« ist das schlimmste Wort der Welt. Das Schleudern der Waschmaschine wird langsamer. Die Trommel schwingt noch zwei- bis dreimal hin und her, bis sie dann endlich stehen bleibt.

Der Wagen stottert und macht einen Satz nach vorn, als hätte er Schluckauf. Spinne muss an der Ausfahrt warten, weil andere Autos Vorfahrt haben. Ich hole ein Stückchen auf.

Notiz an mich selbst: Spinne ist ein Getriebe-Quäler. Das Hämmern des Basses prügelt aus dem offenen Fenster gegen mein Trommelfell. Es ist ein dunkler, erbarmungsloser Rhythmus, der alles andere verschluckt. Auch mich.

Und dann sind sie auf einmal da, als hätte jemand ein Loch in die Welt geschnitten. Sie sind kaum größer als ich und tragen Masken aus Pappe – eine Katze und ein Riesenvogel. Der Riesenvogel springt mit Kleopatra im Arm vom Anhänger herunter. Blitz setzt mit einem federleichten Sprung hinterher. Die Katze wartet unten auf dem Parkplatz und schließt mit einem lässigen Griff die Tür des Anhängers. Ein leises *Klick*. Schon tauchen sie weg, mitsamt den Ziegen. Es sieht unglaublich elegant aus, wie in einem Agentenfilm.

Spinne fährt einfach weiter. Er setzt den Blinker einmal rechts und einmal links, als würde er die Knöpfe noch nicht genau kennen. Gleich darauf donnert er mit seinem dumpfen hämmernden Bass um die Ecke. Er merkt überhaupt nichts.

NICHTS!

»Nichts« ist das schönste Wort der Welt. Meine Armbanduhr tickt weiter. Die Zeitbombe ist nicht geplatzt. Es ist kein Abgrund unter meinen Füßen aufgerissen. Stattdessen tanzt plötzlich die ganze Welt – sogar der Anhänger, der hinter dem Auto die Ausfahrt verlässt.

Der Wagen biegt auf die Landstraße ab und verschwindet.

»Wer seid ihr?«, würde ich die Katze und den Riesenvogel gerne fragen.

Da sind sie schon verschwunden wie ein Spuk. Waren sie wirklich da? Ich bin mir nicht mehr ganz sicher. Hat die Hitze auf dem Asphalt mir ein Trugbild vorgegaukelt?

Ich müsste schleunigst zurück zu meinen Eltern. So tun, als wäre ich die brave Mira-Maus. Doch eines lässt mir keine Ruhe: Wenn alles wirklich geschehen ist, müsste ich Spuren finden. Beweise. Ein Wunder hinterlässt keinen Abdruck auf dem Asphalt – die Hufspuren von zwei Ziegen hingegen schon.

Ich sehe zu viel

Ich suche den ganzen Parkplatz ab. Ich gehe sorgfältig und systematisch vor, von oben nach unten, von links nach rechts, von der Mitte bis zu den Rändern, und über die Ränder hinaus noch ein Stück nach draußen. Ich weiß nicht, wie Hufabdrücke von Ziegen genau aussehen. In meiner Heimat habe ich nie eine Ziege gesehen, geschweige denn ein Schaf. Schon irgendwelche Hufabdrücke wären mir Beweis genug. Aber da ist nichts. Nicht mal ein alter Kaugummi klebt auf dem Boden. Kein verlorener Blechdeckel blinkt in der Sonne. Kein abgebranntes Streichholz macht einen Strich durch die große leere Fläche vor mir. Da ist nichts.

NICHTS.

Das Nichts ist so grau wie das Pflaster, auf dem ich gehe. Es ist ein großes graues Viereck, das immer da ist und verdeckt, was nicht zu sehen sein soll.

»Sie sieht einfach alles«, sagt Papa ab und zu mal über mich. Es klingt an manchen Tagen ziemlich stolz, an anderen auch ein klein wenig besorgt.

Kann sein, dass andere es ungewöhnlich finden. Kann sein, dass andere es nicht verstehen: Mich interessieren die Dinge, die ich übersehen könnte. Vielleicht übersehen andere sie. Vielleicht finden nicht alle andere sie gleich wichtig. Vielleicht gehen sie mich gar nichts an. Trotzdem fallen sie mir auf. Es ist für mich unvorstellbar, sie nicht zu bemerken.

Das Einsortieren kann manchmal eine Weile dauern. Kann sein, dass Mama dabei gerade redet und ich ihr nicht zuhöre. Kann sein, dass ich mal meine Jacke vergesse, weil ich noch Fakten sammle und Beweise sichere.

»Für eine Detektivin steht am Anfang die Beobachtung. Das ist das Grundprinzip erfolgreicher Ermittlungsarbeit.« Den Satz werde ich eines Tages sagen, wenn Mama mich mal wieder verträumt und trödelig nennt. Ich werde es sagen, sobald ich meinen ersten großen Fall gelöst habe. Wenn der Erfolg mir recht gibt. Stehe ich gerade kurz davor?

Es muss einen Grund dafür geben, warum Papa uns aus der Großstadt hierhergeschleppt hat. »Ans Ende der Welt«, wie Mama es nennt. Er wollte unbedingt dieses Haus am Marktplatz kaufen. Er hat davon geschwärmt, dass eine Buchhandlung genau hierhergehört, zwischen die Bäckerei, die alte Linde, die Pizzeria und die einzige Querstraße, die den Marktplatz kreuzt.

Ich glaube, unser neues Haus hat noch ein anderes Geheimnis. Ein Geheimnis, das so tief im Gemäuer steckt, dass es bis jetzt noch niemand entdeckt hat. Nur ich sehe diese Dinge. Die Abdrücke der Ziegenhufen kann ich

trotzdem nicht finden. Vielleicht hat die Sonne sie weggebrannt. Es ist schließlich Sommer. Ein heißer Tag im August. Schön für Erdbeereis und Freibad. Für die Spurensuche leider eine miserable Jahreszeit.

Die Luft über dem Asphalt vibriert so stark, dass die ganze Welt brummt und jede Spur vor meinen Augen wegzuschmelzen droht. Außerdem kenne ich mich hier noch nicht aus. Bis gestern haben wir in Berlin gewohnt. Der Ort, in den wir gerade umziehen, hat auch einen Namen. Doch meine Eltern sagen immer nur DIE KLEINE STADT. Sie sprechen den richtigen Namen nie aus, als wäre er verflucht oder ein Geheimnis, das nur Eingeweihte kennen.

Nur der vertrocknete Ast liegt wie ein vergessenes Skelett auf den warmen Pflastersteinen. Ich habe ihn durch die Luft fliegen sehen. Da bin ich mir ziemlich sicher. Und dann auch wieder nicht. Ich war allein. Es gab keine Zeugen.

Ich hebe den Ast vorsichtig auf. Er fühlt sich trocken und rau an, als hätte er schon lang kein Wasser mehr gesehen. Ein uraltes Blatt hängt noch am Stiel, braun und brüchig wie Pergament. An seiner Form erkenne ich, dass es von einer Eiche ist.

Der große Baum hier auf dem Marktplatz ist eine Linde. Seine Blätter sind herzförmig, grün und saftig. Ein krasser Gegensatz zu meinem verdorrten Fundstück.

Ein Sturm hätte den Eichenast herwehen können. Theoretisch. Nur ist es heute so windstill, dass die Hitze bleischwer auf dem Marktplatz liegt.

Daraus lässt sich schließen, dass den Ast jemand mitgebracht und geworfen hat. Könnten die Katze und der Riesenvogel es gewesen sein? Könnte es sein, dass hier vor mir der Ast liegt, mit dem sie den Karton weggekickt haben?

Warum haben sie den Ast hier liegen lassen? Mussten sie ihn zurücklassen, weil sie für Kleopatra und Blitz alle Hände voll zu tun hatten? Wer eine Ziege auf dem Arm trägt, kann schlecht auch noch einen Eichenast halten! Wie schwer sind eigentlich Ziegen?

Und wo genau war zum Schluss die Katze?

Ich lasse meinen Blick noch einmal über den blitzsauberen Asphalt wandern. Die Katze hatte die Tür mit diesem lässigen Griff geschlossen. Es sah gekonnt aus, wie etwas, das sie schon tausendmal gemacht hat. Danach war sie weg, wie vom Erdboden verschluckt.

Oder könnte es sein, dass sie noch kurz mit einem Besen wiederkam? Für einen Moment kam es mir tatsächlich so vor. Sicher nur ein Hirngespinnst.

Oder doch nicht? Könnte es sein, dass dieser Boden nicht nur so aussieht wie frisch gefegt? Er *ist* frisch gefegt! Weil nämlich jemand Spuren verwischen wollte.

Je länger ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich: Das war ein perfekt einstudierter Tanz, wie eine Choreographie! Etwas, das jemand lang geübt hat. Und ich hatte ein Ticket für die erste Vorstellung. Kann das Zufall sein?

Ich schaue mir den Ast schon zum dritten Mal genauer an.

Wo ist das einzelne Blatt, das ich zuvor noch kurz gesehen habe? Es hat golden geschimmert, als würde es von innen

heraus strahlen. Die Bilder kommen in Zeitlupe zurück in meinen Kopf. Ich sehe den Riesenvogel springen. Ich höre das *Klick* der Tür. Dabei blitzt am Hals von Kleopatra etwas auf.

Oder war es an der Hand der Katze?

Ich überquere den Parkplatz und finde das Blatt tatsächlich wieder. Ein matter warmer Goldglanz schimmert aus einer tiefen Fuge zwischen zwei Pflastersteinen hervor. Als ich es vorsichtig herausziehe, erschrecke ich fast: Es fühlt sich weder wie saftiges Sommerlaub an noch wie ein schrumpeliger Rest vom letzten Jahr.

Es ist hart. Und schwer.

Es ist kein Blatt aus der Natur, sondern aus Metall. In das Gold ist das Gesicht eines kleinen Löwen graviert. Er hat zwei Augen und zwei rundliche Ohren, die von einer wilden Mähne aus Eichenblättern umrahmt werden. Der Löwe scheint mich direkt anzusehen, als würde er mich prüfen.

Der kleine Löwe ist ein Schmuckanhänger mit einer Kette, die gerissen ist. Ein einziger aufgebogener Ring hängt noch daran. Ein Ring, der meine Kette von Fragen mit der Wirklichkeit verbindet.

Jemand muss sie verloren haben.

Ich schaue mich nach allen Seiten um. Sucht irgendwo vielleicht jemand nach einem Schmuckanhänger? Da ist niemand. Papa ist in der Buchhandlung verschwunden und Mama hinter dem Umzugswagen. Erst als ich mich tiefer bücke und den Boden um die Fundstelle herum mit meinen

Händen abtaste, fühle ich plötzlich einen Fleck, der anders ist.

Der Asphalt ist hier nicht glatt und heiß. An dieser einen kleinen Stelle wurde nicht gründlich genug gefegt. Es klebt dort ein Stück Stroh – gelb, plattgewalzt und mit einem sehr ungewöhnlichen Geruch. Es riecht nicht nach Stall, sondern nach diesem Waldmeister-Zeug. Und direkt daneben entdecke ich endlich, was ich die ganze Zeit zuvor vergeblich gesucht habe: Es ist der Abdruck eines zweigeteilten kleinen Hufes. Er ist so scharf in die klebrige Stelle gepresst, als wollte er für immer hierbleiben. Er könnte von einer Ziege sein!

Kleopatra oder Blitz: Könnte das ihre Unterschrift auf dem Asphalt sein? Ich berühre den Abdruck mit der Fingerspitze. Er ist echt. Und er ist der erste Ring in meiner Kette.

Spuren sind mein Spezialgebiet. Genaugenommen ist es so, dass ich verrückt nach ihnen bin. Ich besitze fast zehn Bücher über Tierspuren und wenn ich etwas Interessantes auf dem Boden finde, zeichne ich es ab. Mein Notizbuch ist voll davon. Hätte ich es dabei, könnte ich schnell nachsehen und die Spur abgleichen. Ich weiß genau, wie die Abdrücke von Eichhörnchen aussehen. Ganz anders als die von Waschbären oder von Wildschweinen. Nur Ziegenspuren habe ich noch nie gesehen.

Ich brauche meine Bücher. Ich muss ins Haus. So schnell wie möglich.

Und was mache ich in der Zwischenzeit mit der Halskette? Wer immer sie verloren hat, könnte auf der Suche danach zum Parkplatz zurückkommen.

Ich könnte sie zum Fundbüro bringen. Dazu müsste ich meine Eltern fragen. Und was Mama wieder sagen würde, ist schon klar: »Für so was ist nun wirklich keine Zeit, Mira-Maus!«

Also entscheide ich mich für die einfachste Lösung: Ich drücke den kleinen Löwen wieder zurück in seine dunkle Fuge. Für mich sieht er nicht aus wie ein einfacher Anhänger, sondern wie ein Amulett. Ein Schutzzeichen, das seinen Träger bewachen soll. Gehört er vielleicht dem Riesenvogel oder der Katze?

Als ich zurück ins Haus laufe, schießt mir ein greller Gedanke durch den Kopf. Die Fingerabdrücke! Ich habe das Gold mit bloßen Händen berührt. Eine unsichtbare Spur, die direkt zu mir führen könnte! Ich bleibe nochmal kurz stehen. Noch könnte ich umdrehen. Dann wische ich den Gedanken beiseite. Er kommt mir weniger wichtig vor als alles andere, was gerade zu bedenken ist. Ich lasse den kleinen Löwen auf dem Boden liegen und drehe mich nicht mehr um. Ich muss zu meinen Büchern!

Wie sehen Ziegenspuren aus?

17:45 Uhr. Der erste Moment, in dem ich kurz Ruhe habe. In den vergangenen Stunden haben wir eine Wand aus Kartons nach der anderen eingerissen. Jetzt ragen sie überall als braune Gipfel in die Höhe. Mein neues Zimmer ist ein einziges Gebirge aus Pappe mit einem genialen Aussichtspunkt: Das Fenster zeigt direkt zum Markplatz! Von hier aus habe ich alles im Visier. Ein perfektes Hauptquartier.

Meine Eltern rücken den kleinen Schreibtisch vor der Scheibe hin und her. Das Quietschen auf dem Holzboden nervt. Ich sage kein Wort dazu. Bloß kein Gespräch anfangen. Es könnte sie dazu bringen, noch länger als notwendig hier zu bleiben. Ich kann es kaum erwarten, bis sie endlich gehen!

»Gefällt es dir so?«, fragt mein Vater. Er denkt, es geht hier um Möbel.

»Ja, super, Papa!«, sage ich und bemühe mich um einen möglichst begeisterten Tonfall. »Genau da muss er stehen.«

Ich nicke, obwohl ich an ihm vorbei schaue – direkt hinunter auf die eine Stelle auf dem Pflaster, genau zwischen der Pizzeria und der Linde.

»Wir könnten das Bett noch ein wenig näher an den Schrank rücken«, schlägt meine Mutter vor. Sie macht diese Handbewegung, die andeutet, dass ich mit anpacken könnte. »Dann würde das Buchregal noch genau in die Ecke passen.«

Ich höre nicht richtig hin, weil ich mich auf nichts anderes als auf meinen neuen Fall konzentrieren kann. »Weißt du vielleicht zufällig, in welchem Karton meine Bücher mit den Tierspuren sind?«, frage ich Papa so beiläufig wie möglich.

Kaum ausgesprochen, beiße ich mir auf die Lippe. Mein alter Fehler. Ich habe die goldene Regel verletzt: Gib nicht zu viel preis! Wenn man eine Mutter wie meine hat, ist das allerdings ganz schön schwierig.

Mama bekommt sofort diesen ganz bestimmten Blick – die Augenbrauen ziehen sich nach oben und die Pupillen werden zu winzigen Punkten. »Hast du schon was Interessantes gefunden da draußen?«

Ich bin nicht ganz sicher, wie ich den Klang ihrer Stimme nennen könnte. Ist das nur eine Spur zu freundlich? Oder ist es schon wieder das sanfte Fangnetz einer Vernehmungsbeamtin?

Ich weiche der Frage in ihren Augen aus, indem ich mich schnell zum Fenster drehe und so tue, als würde ich einen Fleck auf der Scheibe untersuchen. »Es könnte ein Reh gewesen sein«, murmle ich unbestimmt. »Ist auch nicht so wichtig. Ich bin schon müde.«

»Ein Reh? Mitten auf dem Markplatz? Das klingt spannend! Wo war es denn?«

»Das weiß ich nicht mehr genau.«

»Mehr bei der Linde oder mehr beim Brunnen?«

»Das war ein anstrengender Tag«, versuche ich mich rauszuwinden. »Ich bin jetzt wirklich ziemlich müde.« Ich merke selbst, wie dünn meine Ausrede klingt.

»Du hast doch beim Umzug kein bisschen geholfen!« Die Augen meiner Mutter sezieren mich wie eine Gewebeprobe unter dem Mikroskop.

»Wir sind ja total früh aufgestanden«, werfe ich ein. Als ich »früh« sage, kippt meine Stimme so hoch, als würde sie sich gleich überschlagen.

Meine Mutter nimmt mich daraufhin noch eine Spur genauer ins Visier. »Ein Reh auf dem Markplatz ist ungewöhnlich.«

»Von meinem letzten Zimmer aus habe ich Waschbärenspuren entdeckt!«, verteidige ich mich hitzig.

»Ja, das war ... legendär!«, höre ich meinen Vater murmeln wie aus einer tiefen Gruft, während er mit dem Oberkörper tief in einer Umzugskiste steckt.

In diesem Moment rutscht sein kleines schwarzes Notizbuch ein Stück aus seiner Hosentasche. Mein Detektivblick scannt die Seite sofort. Ich lese den Namen BÄCKERSTRASSE. Er ist in Großbuchstaben auf ein Schild geschrieben. Das Schild ist auf einer Zeichnung. Sie zeigt die Buchhandlung – nur sieht sie dort ganz anders aus als heute.

Ich sehe noch, dass irgendwas mit einem fetten roten X durchgestrichen ist. Daneben prangt ein dickes schwarzes Fragezeichen, wie eine Drohung.

Ich will das Notizbuch aufheben. Papa kommt mir zuvor. Ich tue so, als hätte ich nichts gesehen. »Kann ich meine Bücher selbst einräumen?«, frage ich.

Da wechselt meine Mutter endlich das Thema: »Das WLAN funktioniert auch schon. Du darfst heute noch eine halbe Stunde ins Internet, Mira-Maus.«

»Okay«, brummele ich. MEDIENKOMPETENZ und WLAN sind zwei von Mamas Lieblingsworten. Dass wir Glasfaserkabel und schnelles Internet haben, war für sie DIE Voraussetzung für unseren Umzug in DIE KLEINE STADT.

»Wenn du mir sagen würdest, was dich so beschäftigt, könnte ich dir vielleicht helfen.«

»Ich bin nur müde.«

Die Bücher sind endlich eingeräumt und ich kann es kaum erwarten, bis meine Eltern das Zimmer verlassen. Ich fange mit einem Buch über Tierspuren in Lebensgröße an und mache weiter mit einem Buch über Wildtiere. Dabei wird mir klar, dass Ziegen bei uns ja Haustiere sind. In allen Büchern, die ich über Tierspuren habe, geht es aber um Wildtiere.

Also doch ab ins Internet. Den Computer hat Mama schon für mich eingerichtet. Ich tippe die Worte »Spuren von Ziegen« in die Suchmaschine und schon tauchen die ersten Fotos auf.

In der Bildunterschrift steht »Spuren von Ziegen und Schafen«, und beim Weiterklicken kommen neue Bilder, die ganz andere Spuren zeigen. Es ist nicht klar, welche von Ziegen sind und welche von anderen Tieren. Als ich bei »Fußabdrücke vom Pferd« lande, tippe ich eine Frage in die Suchmaschine ein: »Was ist der Unterschied zwischen den Spuren von Ziegen und anderen Hufabdrücken?«

Ziegenhufen sind vorne abgerundet, genau wie die von Schafen, lese ich. Beim Weitersuchen erfahre ich, dass Ziegen Paarhufer sind. Ich scrolle mich durch unzählig viele Seiten und entdecke alle möglichen weiteren Bilder von Spuren. Sie sind auch nicht von Ziegen, sondern von Eichelhähern, Steinböcken oder Elchen.

Inzwischen sind schon mehr als zehn Minuten von meiner Internet-Zeit um und wie Hufabdrücke von Ziegen genau aussehen, weiß ich immer noch nicht. Bis ich auf einer Website mit Fährtenstempeln lande. Da steht »Original Ziegenfährtenabdruck«! Endlich! Der Stempel kostet 19,99 Euro, und ich überlege, ob ich Papa darum bitten könnte, dass er ihn für mich bestellt. Er wird natürlich Fragen stellen. Da wird mir schon was einfallen. Als ich den Link anklicke, kommt die Mitteilung, dass der Stempel mit den Ziegenspuren zurzeit nicht erhältlich sei. Es gibt nur Stempel mit Spuren von Dachsen, Feldhasen und Rehböcken. Ich muss mich beeilen, weil meine halbe Stunde Internet-Zeit gleich um ist und Mama jeden Moment auftauchen kann.

Ich stelle mir vor, wie Spinne den Anhänger öffnet und das Verschwinden der Ziegen bemerkt. Was wird er wohl als

Erstes tun? Er wird bestimmt umkehren und zurück zum Parkplatz fahren! Dort wird er nach Spuren von ihnen suchen. Genau wie zuvor ich.

Dass Spinne und ich etwas gemeinsam haben könnten, gefällt mir nicht. Was mir gefällt, ist die Idee mit dem Fährtenstempel. Wir könnten damit falsche Spuren legen und in eine Falle locken. Moment mal: Habe ich gerade die Mehrzahl verwendet? Habe ich gerade »wir« gesagt?

WIR?

Ich bin heute mit meinen Eltern ans Ende der Welt gezogen. Ich kenne hier noch niemanden. Die Schule beginnt erst in ein paar Wochen, und jetzt sind noch Sommerferien. Wie komme ich auf die Idee, dass ich die Katze und den Riesenvogel jemals wiedersehen könnte? Es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür!

Die Katze war ungefähr so groß wie ich, der Riesenvogel etwas größer. Das muss nicht bedeuten, dass es zwei Kinder in meinem Alter gewesen sein könnten. Und wenn es tatsächlich so wäre, wäre es äußerst unwahrscheinlich, dass DIESE Kinder etwas mit mir zu tun haben wollten. Sie wären nämlich Superkinder. Kinder, die unglaubliche Dinge können. Wie Superman oder Wonder Woman.

Wie könnte ich mich so vorstellen, dass sie mich interessant finden? »Hallo, mein Name ist Mira Sommer. Ich bin Detektivin. Spezialgebiet: Das Unmögliche.«

Dann würden sie vielleicht fragen: »Und welche Fälle hast du bisher schon gelöst?«

Das könnte peinlich werden. Denn wie soll ich den Superkindern erklären, dass ich mich bisher nur auf die Sicherung der Beweisketten konzentriert habe? Ich gehe Spuren nach. Die Spurensuche gehört zu den drei Dingen, die ich am Allerliebsten mache. Seit Jahren schon. Eigentlich seit ich denken kann. Detektivarbeit, das heißt für mich: Beobachtung ist alles! Wenn ich ermittle, mache ich Aufzeichnungen, Skizzen, Zeichnungen, denke nach, ziehe Schlüsse, stelle mir vor, was passiert sein könnte und sammle Beweismaterial.

Wie Sherlock Holmes. Auch wenn er nur eine erfundene Figur ist, ist er für mich mein bester Freund. Nichts kann ihn schrecken, nicht einmal Gespenster oder Ungeheuer. Denn er löst jeden Fall mit Mut und glasklarer Logik. So ungefähr sehe ich selbst mich auch. In ein paar Jahren jedenfalls. Doch was könnte ich sagen, wenn ich die Superkinder schon zufällig nächste Woche treffe?

»Die Beobachtung von Fußspuren wird im Allgemeinen von den Detektiven viel zu sehr vernachlässigt.« Der Satz ist von Sherlock Holmes und steht in meinem Notizbuch ganz vorn auf der ersten Seite. Er ist keine direkte Antwort auf die Frage: »Und welche Fälle hast du schon gelöst?« Er deutet trotzdem an, dass ich an etwas dran bin. Auch wenn ich bis jetzt noch keinen Fall vollständig lösen konnte, bin ich auf einem guten Weg.

Die Superkinder bräuchten nicht gleich ALLES über mich zu wissen. Ich würde ihnen lieber nicht gleich erzählen, dass mir das Befragen von Verdächtigen eher unangenehm ist. Oder dass ich nicht gerade sportlich bin und mir beim Laufen

schnell die Puste ausgeht. Und dann ist da noch das Schlimmste von allem: Die Sache mit meinen Eltern.

Meine Mutter und mein Vater funken mir nämlich jedes Mal dazwischen, wenn ich einem Verbrechen auf der Spur bin. Sie können sich über alles Mögliche streiten, nur in einem Punkt sind sie sich absolut einig: Sie finden, dass Kinder keine Verbrechen aufklären sollten!

Deswegen haben sie mir alles Mögliche verboten. Wir nennen es die Liste. Die Liste ist endlos. Sie sagen, dass das an meinen Ideen liege, auf die angeblich kein anderes Kind auf der Welt je kommen würde. Ich würde total gern mit den Superkindern darüber sprechen.

»Störende Eltern sind ein Problem bei der Ermittlungsarbeit«, könnte ich sagen. Vielleicht irgendwann später, wenn wir uns schon besser kennen, und nur mal nebenbei.

Denn Superkinder kennen das Problem wahrscheinlich nicht. Sie könnten Waisen sein oder sie haben Supereltern, die sie von klein auf genau zu den richtigen Kursen anmelden. Wie sonst wäre heute die Befreiung der zwei Ziegen möglich gewesen? Das Werfen mit dem Ast an genau die richtige Stelle der Umzugsschachtel! Der Sprung vom Anhänger mit einer Ziege auf dem Arm! Das lautlose Verwischen der Spuren, als hätte es uns alle nie gegeben! Das war spektakulär!

Ich klicke noch ein wenig weiter im Internet herum und lese zufällig, dass Superman in Smallville geboren ist und Kinder hat. Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen:

SMALLVILLE!

Das heißt übersetzt soviel wie DIE KLEINE STADT! Natürlich weiß ich, dass es Superman in der Wirklichkeit ebenso wenig gibt wie Sherlock Holmes oder Wonder Woman. Ich tippe trotzdem mal die Worte »Berühmte Persönlichkeiten und besondere Ereignisse in der kleinen Stadt« in die Suchmaschine ein.

Da taucht am Bildrand ein Pop-up-Fenster auf. Es zeigt ein goldenes Medaillon, auf dem ein Eichenblatt mit dem Gesicht eines kleinen Löwen eingraviert ist. Daneben steht: »Rekordsumme für Amulett geboten!« In diesem Moment entdecke ich etwas, das mich schier umhaut: Es ist ein Foto des kleinen Schmuckanhängers, den ich kurz zuvor auf dem Parkplatz gefunden habe!

Gleichzeitig höre ich schon Mamas Schritte auf dem Flur näherkommen.

Ich kann nur noch kurz lesen: »Der kleine Löwe gilt als Amulett von unermesslichem Wert, dem geheimnisvolle Kräfte zugesprochen werden. Besuchen Sie uns im Tierkunstmuseum!«

Dann geht die Tür auf. »Die Bildschirmzeit ist um, Mira-Maus!«

Ich schalte blitzschnell den Computer aus und stelle mich so hin, dass mein Rücken den Bildschirm verdeckt.

Meine Mutter kommt näher. »Hast du gefunden, was du gesucht hast?«

Sie leidet unter chronischem Informationshunger. Ihre Stimme klingt schon wieder wie die einer Vernehmungsbeamtin, die genau weiß, wann eine Verdächtige lügt.

Ich bewege mich nicht von der Stelle, bis ich sicher bin, dass der Bildschirm schwarz ist. »Es könnte ein Reh sein oder auch ein Wildschwein!«, sage ich. »Die Hufabdrücke sehen total ähnlich aus.«

18:30 Uhr: Das Verhör ist vorbei. Draußen weigert sich die Sonne hartnäckig, Platz für die Nacht zu machen. Es dauert noch eine Ewigkeit aus Schleppgeräuschen und Klebeband-Knatschen, bis endlich Schlafenszeit für mich ist. An Schlaf ist nach der Entdeckung natürlich nicht mehr zu denken! Ich warte nur darauf, dass es im Flur still wird und meine Eltern endlich aufhören, Umzugskartons auszuräumen. Sobald das blaue Flimmern des Fernsehens aus der Wohnzimmertüre leuchtet, schleiche ich mich unbemerkt an ihnen vorbei zur Haustür. Es ist 20:30 Uhr. Den Schlüssel habe ich eingesteckt.

Ein Riesenfehler

20:45 Uhr. Die Sonne ist weg. Der Himmel ist in dieses tiefe tintige Blau gefärbt, das alles wie eine verzauberte Insel im Meer aussehen lässt. Sie schwimmt irgendwohin.

Ich bin schon dreimal an derselben Stelle auf und ab gelaufen. Zuerst war ich mir ziemlich sicher, wo die Stelle war, an der ich den kleinen Löwen gefunden habe. Je länger ich jedoch das Amulett nicht wiederfinde, desto mehr Zweifel ziehen in meinen Kopf ein. War es nicht doch ein wenig näher bei uns am Haus? Oder doch mehr in Richtung Straße? Ich suche und suche, und kann es kaum fassen: Der kleine Löwe ist weg! Wie konnte ich nur so leichtsinnig sein?

Noch ist es nicht ganz dunkel, wenn auch nicht mehr richtig hell. Lang kann ich nicht mehr hier draußen bleiben, weil ich nicht nachts allein auf Parkplätzen rumstreunen darf. Das steht ganz oben auf der Liste. Und meine Taschenlampe habe ich auch noch nicht ausgepackt.

Warum nur habe ich meinen Fund nicht einfach mitgenommen? Ich hatte den kleinen Löwen schon in der Hand! Es war ein Fehler, ein Riesenfehler. Die Waschmaschine

schäumt im Schleudergang fast über. Bilder überschlagen sich in meinen Kopf und mischen sich mit Sätzen, die sich endlos wiederholen: »Sie hat zu viel Phantasie«, sagt meine Mutter zum x-ten Mal. Sie wird dabei immer lauter und strenger.

»Sie ist schließlich meine Tochter!«, antwortet mein Vater und wedelt wie verrückt mit einem alten Buch herum. Das Buch ist riesig und als er es öffnet, wird es ein Maul, das ihn verschluckt.

Natürlich weiß ich, dass Papa genauso wie ich Geschichten liebt. Geschichten von haarsträubenden Abenteuern, in denen es noch viel schlimmer zugeht als in meinem Kopf. Der sei doch im Großen und Ganzen ganz ordentlich aufgeräumt, findet Papa. Auch dann, wenn Mama sich wieder mal Sorgen macht. Sorgen um mich. Weil ich angeblich Dinge sehe, die die anderen nicht bemerken.

Eine eigene Buchhandlung, das war seit Langem der Traum meines Vaters. Als meine Mutter die Stelle in der Lokalredaktion der örtlichen Tageszeitung bekam, fingen sie an, nach einem Haus auf dem Land zu suchen. Dann ging es auf einmal ganz schnell, weil sie meinten, dass der Zeitpunkt auch für mich gut passen würde. Mit dem Übertritt auf das Gymnasium müsste ich ohnehin die Schule wechseln, meinten sie. Das stimmt natürlich. Es ist so wahr, wie bei Regen Wege matschig werden. Ich kann nicht einmal mehr an Matsch denken, ohne dass sich gleich wieder die Waschmaschine in Gang setzt. Im Matsch wären Spuren

nämlich supergut zu sehen. Doch auf dem Parkplatz ist kein Matsch.

Das alles jagt durch meinen Kopf. Wie der Ball, den ich neulich verloren habe, springt immer wieder dieser eine Moment vorbei, in dem ich das Amulett schon kurz in die Hosentasche gesteckt hatte. Fast automatisch. Es wäre richtig gewesen! Warum nur habe ich daran gezweifelt?

Es ist die Waschmaschine in meinem Kopf! Im Schleudergang kommt nach einem Gedanken gleich der nächste. Es geht dann viel zu schnell, weil alles sich vermischt. Hat Mama recht, habe ich wirklich zu viel Phantasie? Aber was ist zu viel? Kann Phantasie gewogen werden wie ein Pfund Gemüse?

Ich weiß nur eines plötzlich genau: Vor mir liegt ein Fall! Ein richtiger Fall. Ein Fall für mich, die Detektivin Mira Sommer. Ein Fall, in dem zwei Ziegen und ein Amulett vorkommen. Ich frage mich, ob die beiden Tiere etwas mit dem Amulett zu tun haben könnten. Mit einem Amulett, das unermesslich wertvoll ist und dem sogar übersinnliche Kräfte nachgesagt werden ...

Ich glaube nicht an Gespenster. Viel mehr interessiert mich, was Dr. Watson über Sherlock Holmes gesagt hat: Holmes habe Aufträge stets abgelehnt, wenn die Nachforschungen sich NICHT auf einen ungewöhnlichen oder geradezu phantastischen Vorfall richteten. Das steht in der Kurzgeschichte »Das gefleckte Band« von Sir Arthur Conan Doyle. Der Band mit den Erzählungen steht schon in meinem Regal. Als ich das Buch herausnehme, lese ich, dass dieser

Fall sich ereignete, kurz nachdem Watson zu Holmes in die Baker Street gezogen war. Baker Street heißt übersetzt Bäckerstraße. Plötzlich fällt mir wieder ein, was ich in Papas Notizbuch gelesen habe. Für eine Detektivin kann es keinen Zufall geben.